

DORIS BÜCHEL

WIE LANGE IST NIE MEHR
LEBEN IM ANGESICHT DER ENDLICHKEIT

Memoir

WÖRTERSEH
LEBEN

FÜR LUZI

Aber diejenigen, die sich ihrer eigenen Verletzlichkeit nicht bewusst sind, die sich als übermütig, gewappnet und unverwundbar präsentieren, opfern die Essenz dessen, was sie sowohl menschlich wie auch schön macht. Die Verletzlichkeit ist es, die es uns ermöglicht, miteinander in Kontakt zu treten und im anderen das gleiche Unbehagen zu erkennen, das er mit sich selbst und seinem Platz in der Welt hat. Verletzlichkeit ist der Motor des Mitgefühls und kann eine Superkraft sein, eine besondere Vision, die es uns ermöglicht, die zitternde und verletzte innere Welt zu sehen, welche die meisten von uns besitzen.

NICK CAVE

Endlich

EIN VORWORT VON BÄNZ FRIEDLI

Endlich. Doris Büchel hat ihr Buch geschrieben, in ihrer Sprache, ihrem Stil, ihrer ureigenen Poesie: ihr eigenes Buch.

»Endlich«, weil es höchste Zeit war, dass sie sich als die Autorin zeigt, die sie seit je ist – was aber womöglich verborgen blieb, da sie ihre feinfühlig, präzise und sorgfältige Art, ihr Handwerk und Können stets in den Dienst anderer stellte, deren Lebensgeschichten sie aufschrieb. Diesmal, ja, notiert sie auch die eigene Geschichte, tut dies aber unpräntentiös: In dem Memoir geht es der Autorin zuallerletzt um sich selbst.

»Endlich« auch, weil das Buch von der Endlichkeit handelt. Es ist kein Ratgeber und keine Biografie, nicht Literatur und nicht Lehrbuch – sondern all dies zusammen und noch viel mehr. Und mag es auch ein ergreifendes Buch übers Sterben sein, ist es damit doch vor allem eines über die Lebendigkeit: eine Ode ans Leben.

Gewiss, Doris Büchel fordert uns auf, uns mit dem Umstand zu befassen, dass unsere Zeit begrenzt ist, darüber zu reden und das Sterben zu einem Teil des Lebens zu machen. Sie tut es – und das ist unglaublich mutig –, indem sie ihr Innerstes offenbart. Dabei gelingt ihr das Kunststück, radikal persönlich, aber bar jeder Eitelkeit zu sein. Die Autorin erzählt bloss von sich, um uns mit- und hinzureissen, uns mitzunehmen auf eine Reise zu uns selbst.

»Wie lange ist nie mehr« ist ein Buch, das im besten Sinne aufwühlt. Eines, das Rat gibt und tröstet. Denn die Ich-Erzählerin stellt sich und uns Fragen. Auch solche, die wehtun, die jedoch unser Herz öffnen, uns plötzlich klarsehen lassen. Wer das annimmt, wer sich diesen Fragen stellt und sie sich stellt, für den- und diejenige ist es eine Anleitung zum Leben. Einem Leben angesichts der Endlichkeit.

Der Text schillert, changiert und pulsiert. Berührend ist er. Erschütternd. Erheiternd. Bald von bezaubernder Leichtigkeit, bald leidenschaftlich. Bald übermütig, bald intim. Er hat mich zum Weinen und zum Lachen gebracht, weil er ebenso todernst wie lebensfroh ist.

Dich, Doris, als den einfühlsamen, liebevollen und empfindsamen Menschen zu würdigen, der du bist, als die Schreiberin, die jedes Wort auf dessen Genauigkeit hin prüft, als die Person, die schon so vieles getan hat für andere, für Gestalterinnen und Autoren – es würde den Rahmen eines Vorworts sprengen. Lass mich dir daher einfach danken für dieses Buch, an das ich immer wieder denken und das ich vermutlich auch immer wieder zur Hand nehmen werde. Denn es ist auf Anhieb wie ein Lieblingssong – einer, der bleiben und mich begleiten wird.

»Wie lange ist nie mehr« ist tieftraurig und wunderschön – wie das richtige, das pralle, das wahre Leben.

Die Zitate und Geschichten von Patientinnen und Patienten sowie von Frau R. in Kapitel 6 basieren auf realen Begegnungen. Zum Schutz der Verstorbenen wurden Namen und biografische Details teilweise verändert. In einigen Abschnitten wurden die Erfahrungen mehrerer Erzählender zusammengefügt, wodurch teilweise fiktive Personen entstanden sind, die sinnbildlich für das Erlebte stehen. Ähnlichkeiten mit realen Menschen sind daher teils beabsichtigt, teils rein zufällig.

Was mir auch noch wichtig ist: In manchen Institutionen werden die Patientinnen und Patienten als »Bewohnerinnen«, »Gäste« oder »Klienten« bezeichnet. In diesem Buch haben wir uns für die Begriffe »Patientin« und »Patient« entschieden, wenn es um Menschen in der letzten Lebensphase geht. Sie schliessen alle anderen Bezeichnungen mit ein.

I Der Stuhl stand einfach so da, an diesem Sandstrand bei Gagliano del Capo im untersten Stiefelabsatz Italiens. Es war keiner dieser verwitterten Plastikstühle, wie man sie unter den verblichenen Strohdächern der unzähligen Strandbars in aller Welt findet. Nein, dieser Stuhl strahlte eine eigentümliche Eleganz aus mit seinen vier soliden, dunkel gebeizten Holzbeinen, dem anthrazitfarbenen Sitzpolster und der hohen, schlanken Rückenlehne. Ein wenig erinnerte er mich an eine strenge Gouvernante, und es schien mir, als ertrüge er das Meer, das sich vor ihm ausbreitete, eher gleichmütig als genussvoll – dieses glitzernde Meer mit seinen sanften Wellen, die unaufgeregt kamen und gingen und dabei Schaumkronen hinterliessen. Was sollte es sonst tun? Noch brauchte es niemanden mit imposantem Getöse oder meditativer Ruhe zu beeindrucken. Den Stuhl schon gar nicht. Und die Touristen von überallher würden den Strandabschnitt erst in vier, fünf Wochen mit ihren Kühlboxen und Liegestühlen und Sonnenschirmen und Selfie-Posen in Beschlag nehmen. Es blieb also noch Zeit.

Die meisten Restaurants der Umgebung waren geschlossen. Nur eine Handvoll Kioskbetreiber schlug sich entlang der gepflasterten Promenade die Zeit um die Ohren. Sie verkauften hier und da einen Caffè und kletterten mit Farbkübel und Pinsel auf Leitern, um morschen Holzbalken oder den Lettern

»B – A – R« einen frischen Anstrich zu verpassen. Himmelblau, Eierschale, Steingrau. Auf dem Gehsteig mit den Palmen und Bänken alle paar Meter versammelten sich vereinzelt Grüppchen von Senioren in Wollpullovern und Daunenjacken, um unter blauem Himmel gestikulierend über Gott und die Welt und vermutlich die neusten Fussballresultate zu parlieren. Auch der Parkplatz, der zum Strandabschnitt gehörte, war leer, bis auf zwei, drei Kleinwagen, die unter Schichten von Sand und Staub vor sich hin dösten. Wer weiss, wie lange sie schon dort ausharrten. Und zwischen ebendiesem fast leeren Parkplatz und dem glitzernden Meer stand nun also der Stuhl auf feinem braunem Sand.

So grotesk er in dieser Umgebung auf mich wirkte, so sehr erinnerte er mich an ein Kunstobjekt in einem Museum. Obwohl: Noch besser hätte der Stuhl in einen Rittersaal gepasst. In einen Rittersaal in einem Schloss auf einem Hügel im Burgund, an einem regnerischen Tag im Herbst. Aber jetzt stand er hier, an diesem Strand im Süden von Apulien, an einem windigen Tag im Mai.

Es schien, als warte er nur noch auf seine Königin.

Und die Königin kam.

Ich sah sie von weitem. Beobachtete sie im Schutz meiner Sonnenbrille und eines Buches, das ich zu lesen vorgab, während sie vorsichtig die wenigen Meter vom Parkplatz über den Sandstrand ging. Behutsam einen Fuss vor den anderen setzend, gerade so, als müsste sie jeden Schritt abwägen, bevor sie ihn tat. Die Frau war gross und hager, ging leicht vornübergebeugt. Gestützt wurde sie von einem Mann, ebenso gross und hager wie sie, doch wesentlich vitaler und kräftiger. War er ihr Ehemann? Der Bruder? Ein Freund? Jedenfalls liessen ihre vertrauten Gesten vermuten, dass er es war, der den Stuhl eigens

für sie bereitgestellt hatte, um sie dann beim Auto abzuholen und auf dem kurzen, für sie offensichtlich beschwerlichen Weg zu begleiten.

Beide waren sie schwarz gekleidet. Sie trugen schwarze praktische Schuhe, schwarze Hosen und schwarze Pullover, die etwas zu gross wirkten und deren Ärmel im Wind flatterten. Die Frau hatte ausserdem ein buntes Tuch locker um den Hals geschlungen. Ein Hut aus Bast schützte sie vor der Sonne, die im Begriff war, sich gegen eine hartnäckige Wolke durchzusetzen. Unter einer imposanten dunklen Sonnenbrille, wie Jackie Kennedy sie in den Siebzigerjahren getragen haben könnte, zeichneten sich blass und deutlich Wangenknochen und Kiefer ab. Es war offensichtlich, dass die Frau krank war. Gleichzeitig strahlte sie eine Anmut und Eleganz aus – und es war wohl dieser Kontrast, der mich fesselte und mich den Blick nicht abwenden liess.

Ich selbst lag nur unweit entfernt auf meinem Strandtuch. Meine »Schreibauszeit« hatte mich dieses Jahr hierhin, nach Apulien, geführt. Drei Wochen lang hatte ich die Freiheit, alles zu tun, was ich wollte. Oder auch nicht. Schreiben, denken, schlafen, essen, schwimmen ... es war allein mir überlassen, wie ich die Tage füllte. Meine Zeit, mein Rhythmus. Fokussiertes Arbeiten oder Dolcefarniente. Warum nicht beides?

Sicher, das Schreiben war ein wichtiger, wenn auch nicht der einzige Grund für diese Auszeit, die ich mir im vergangenen Jahr auf der Azoreninsel Pico zum ersten Mal genommen hatte und die ich mir künftig einmal im Jahr gönnen wollte. Immer im Mai, stets an einem anderen Ort. Noch wusste ich zwar nicht, woher die Sehnsucht nach Rückzug und Anonymität kam. Ich hatte nur eine zarte Ahnung, und die war noch

nicht greifbar. Egal, es würde genug Zeit bleiben, darüber nachzudenken.

Das Wichtigste war: Gerade jetzt, in diesem Moment, wollte ich nichts lieber als an diesem Ort, an diesem Strand am Meer auf dem Bauch liegen, die Zehen in den Sand graben und in meinem Buch lesen: »Ein eigenes Haus« von Deborah Levy.

Eine Freundin hatte es mir geschenkt und mit blauem Kugelschreiber eine liebevolle Widmung auf die erste Seite geschrieben. Den Punkt am Ende des letzten Satzes hatte sie durch ein kleines Herz ersetzt. Ich hatte das Buch sofort gelesen. Ich hatte es sehr gemocht. Und während ich es las und mochte, legte sich unsere Freundschaft auf Eis, wo sie heute noch ruht. Geblieben ist – nebst der Widmung und einem grossen weichen Tuch, das sie mir einst schenkte und das mich seither auf all meinen Reisen begleitet – die Dankbarkeit für die innige Zeit, die wir miteinander verbrachten.

Levy schreibt in ihrem Buch über Abschiede und Freundschaften:

Und wie ist es mit den herzerreissenden Abschieden von Freundschaften? Von Freunden und Freundinnen, die sich zwar bester Gesundheit erfreuen, zu denen aber die Verbindung aus irgendeinem Grund gerissen ist und nicht reparierbar. Meiner Erfahrung nach hat ein Bruch dieser Art damit zu tun, dass wir uns nicht mehr miteinander weiterentwickeln können; vielleicht sind wir auch einfach aus der Zuneigung, die uns früher verbunden hat, hinausgewachsen.

»Ein eigenes Haus« war eines von drei, vier Büchern, die ich gerade überallhin mitschleppte, weil ich darin auch nach

mehrmaligem Lesen immer wieder neue Inspiration und Denkanstösse fand.

So geht es mir oft beim Lesen. Regt eine Geschichte meinen Appetit an, verschlinge ich sie in grossen Happen, mit flirrenden Augen ungeduldig über die Zeilen flitzend. Ist das Buch zu Ende gelesen, bin ich erst einmal satt. Dann lasse ich mir etwas Zeit und fange wieder von vorn an. Beim zweiten Mal lese ich mit Genuss. Ich lasse mir die Wörter und Gedanken auf der Zunge zergehen, nehme die Botschaften bewusst wahr. Beim dritten Mal lese ich das Buch mit den Augen einer Köchin, die sich für mehr als den Genuss interessiert. Ich sezriere es. Wie riecht es, wie schmeckt es, wie fühlt es sich an? Wie klingt es beim Lesen – wie ist sein Rhythmus, seine Melodie? Welche Zutaten wurden verwendet, welche Techniken? Ist es ausgewogen, oder fehlt ein Gewürz? Und vor allem: Was lehrt es mich?

Genauso ist es mit der Musik: Je öfter ich einen Song höre, den ich mag, desto mehr Details erkenne ich, desto besser gefällt er mir. Je besser er mir gefällt, desto öfter höre ich ihn, desto noch mehr entdecke ich darin, desto noch mehr mag ich ihn. Ist es nicht dasselbe im echten Leben? Je genauer wir hinschauen, je genauer wir hinhören, je mehr Nuancen wir dadurch erkennen, desto mehr Wert bekommt etwas – was auch immer dieses »etwas« für jede Einzelne, jeden Einzelnen bedeutet. Ich mag den Raum zwischen den Zeilen.

Und nun also diese Frau und dieser Mann, die inzwischen bei dem Stuhl angelangt waren. Nun erkannte ich über den Rand des Buches hinweg, dass sie gar nicht so alt waren, wie ich aufgrund ihres Ganges und ihrer Haltung zunächst vermutet hatte. Jetzt, aus der kurzen Distanz, schätzte ich die beiden

nicht viel älter als mich – Mitte fünfzig vielleicht, höchstens Anfang sechzig.

Plötzlich fröstelte ich in meinem Badeanzug. Kein Wunder, schliesslich war es keiner dieser sonnengetränkten Tage, die man zwingend am Meer verbringen muss, weil sich die Hitze nur dort aushalten lässt. Im Gegenteil: Dieser Mai würde Italien, genau wie der Schweiz, deutlich mehr Regen als üblich bescheren. Aber ich war nun einmal hier und wollte so viel Zeit wie möglich am Wasser verbringen, auch wenn die Temperaturen noch nicht wirklich zum Baden einluden. Die Belohnung dafür war, dass ich den Strand beinahe für mich allein hatte.

Die Königin, der Mann und ich.

Ich und die Königin.

Vorsichtig setzte sich die Frau auf den Stuhl. Sie brauchte einen Moment, um sich einzurichten. Als sich der Mann sicher war, dass sie bequem sass, legte er eine dünne Matte neben ihren Stuhl auf den Sand und liess sich ebenfalls nieder. Er zog seinen Pullover aus und steckte ihn sorgfältig in eine Tasche, aus der er eine Tube Sonnenschutz kramte und sie der Frau reichte, die damit begann, seinen blassen Oberkörper einzucremen. Behutsam, ruhig, wortlos.

Ich wollte den Blick abwenden, denn ich war mir der Intimität des Augenblicks bewusst. Aber ich konnte es nicht. Also tat ich weiterhin so, als würde ich lesen, während ich die beiden verstohlen beobachtete. Endlich widmeten sie sich dem, weswegen sie vermutlich hierhergekommen waren: Sie sassen zusammen am Strand und schauten auf das Meer hinaus. Schweigend. Ewig.

Und ich dachte, während ich mich auf den Rücken drehte, das Buch auf meinen Bauch legte, das Denken sich schwer auf

meinen Lidern niederliess und ich die Augen schloss: Was, wenn dies das letzte Mal ist, dass diese Frau das Meer sieht? Was riecht, schmeckt, hört, sieht, fühlt sie in diesem Moment? Was empfindet der Mann dabei? Und überhaupt: Wie schaut man auf das Meer hinaus im Wissen, dass es das letzte, das allerletzte, das allerallerletzte Mal sein wird?

2 Als mein Mann M und ich wenige Tage zuvor angekommen waren in Gagliano del Capo, wo ich mir für die kommenden drei Wochen ein Häuschen gemietet hatte, öffnete der Himmel alle Schleusen. Was für eine Ankunft! Nichts war so, wie ich es mir daheim seit Wochen in warmem Sonnengelb und vergilbtem Pink ausgemalt hatte. Keine Negroni schlüpfenden Süditalienerinnen unter Palmen, keine blühenden Olivenbäume, keine zirpenden Grillen. Kein laues Abendlüftchen, kein funkelder Sternenhimmel. Stattdessen: Regen, menschenleere Strassen und dunkle Nacht.

Durch die von zerplatzten Insekten verschmierte Windschutzscheibe sah ich verblasste Strassenschilder, verlassene Tankstellen und Gebäude mit halb heruntergelassenen, schiefen Rollläden vor tristen Schaufenstern, die wie müde Augen in den zerfallenen Fassaden wirkten. Auf den Strassen füllten sich die Schlaglöcher mit Wasser. Durch die einen Spalt geöffneten Autofenster drang ... nichts. Kein Geruch, den ich hätte definieren können. Und genauso fühlte ich mich: undefinierbar. Eine lange Fahrt von Palermo quer durch Kalabrien bis fast zuunterst in den Stiefelabsatz lag hinter uns an jenem Tag, und ich war müde. Das Ankommen hatte ich mir definitiv anders vorgestellt: leichter, temperamentvoller und irgendwie freudiger.

Ein Lied kam mir in den Sinn, das ich schon lange nicht mehr gehört hatte. »Gib mir Jovanotti mit ›Piove‹«, sagte ich knapp in die Stille des Wagens hinein, ohne den Blick von der Strasse zu nehmen. Nach ein paar Klicks auf seinem Handy klang die Musik aus den Boxen. »Mach lauter«, sagte ich, M drehte auf, und wir stimmten ein:

Piove, senti come piove
Madonna come piove
Senti come viene giù

Piove, senti come piove
Madonna come piove
Senti come viene giù

Die Worte kamen uns nicht mehr so mühelos über die Lippen wie damals während unserer Jovanotti-Phasen Mitte der Neunzigerjahre. Damals, als wir noch herzlich gelacht hätten, hätte uns jemand gesagt, dass aus uns bald ein Paar werden würde. Und doch füllte die Musik das Wageninnere binnen kurzem mit einer wohltuenden Leichtigkeit, die für einen Moment sogar mein wachsendes Unbehagen überdeckte. Ein Unbehagen, das auch sein unerschütterlicher Optimismus nicht hatte bremsen können. »Wart ab«, hatte M gesagt, »sobald die Sonne scheint, wird es hier grandios werden, ganz sicher.« Wenigstens einer von uns war zuversichtlich, dachte ich und versuchte vergeblich, meine Enttäuschung zu verbergen.

Mit solch gemischten Gefühlen, summend und zu Jovanottis Beat mit den Köpfen nickend, fanden wir erstaunlich rasch die Via Novaglie. Im Schrittempo fuhren wir durch die schmale

Gasse, die Hälse wie Schildkröten den Seitenfenstern entgegengereckt, bis wir unsere Hausnummer entdeckten. Ich parkierte direkt vor dem Eingang, einem gemauerten Steinbogen mit Eisentor, und manövrierte dabei vorsichtig um die umgekippten Mülltonnen herum. Nasser Kies knirschte unter den Reifen.

Wir hatten innerhalb von acht Tagen fast dreitausend Kilometer zurückgelegt, und weder das Auto noch wir hatten dabei einen einzigen Kratzer abbekommen. Selbst die Fahrt ins Stadtzentrum von Neapel (übrigens die abenteuerlichste Fahrt meines Lebens) hatten wir unbeschadet überstanden. Das sollte so bleiben.

Ich stellte den Motor ab. »Auf drei«, sagte ich. Wir nickten einander zu – »eins, zwei, drei« – und öffneten gleichzeitig die Autotüren. Vielleicht war es gut, dass mir die Kapuze der Regenjacke, die ich mir über den Kopf gezogen hatte, die Sicht versperrte. Denn was ich aus den Augenwinkeln erspähte, hatte nichts mit dem hübschen Häuschen zu tun, das ich mir im Internet ausgesucht hatte. Vielmehr glich das Objekt von aussen einer Baustelle, einem Haufen aufeinandergestapelter, verwitterter Ziegelsteine, in deren Ritzen Unkraut wucherte. Im verwilderten Vorgarten stand das Gras meterhoch. Und jetzt roch ich auch den modrig-feuchten Geruch, der in der Luft hing. War das wirklich der Ort, an dem ich die nächsten drei Wochen verbringen wollte?

»Mist«, zischte ich mir selbst zu, als wir das Gepäck aus dem Kofferraum holten. Oder dachte ich es nur? Jedenfalls hoffte ich mit gesenktem Kopf und hochgezogenen Schultern – als ob dies gegen Wind und Regen helfen würde –, dass M den Hausschlüssel bald fand. Doch obwohl die Vermieterin uns das Versteck genau beschrieben hatte, dauerte es ein

paar Minuten, bis er den Schlüssel gefunden und das Tor geöffnet hatte. Wir waren beide klatschnass.

Danke, Petrus! Du uns auch...

Dann standen wir in einem kleinen Innenhof, von dem aus man entweder über eine steile Aussentreppe auf die Dachterrasse steigen oder durch eine imposante, mindestens drei Meter hohe Glastür in das kleine Haus gelangen konnte. Die Neugier auf die Terrasse hielt sich gerade in Grenzen. Also entschieden wir uns für die Tür. Jetzt aber schnell, schnell...

Die Schönheit dessen, was sich vor uns auftat, war mir im ersten Moment nicht bewusst. Noch waren wir damit beschäftigt, die nassen Sachen auszuziehen, ohne drinnen gleich alles unter Wasser zu setzen. Erst als wir wenig später in trockenen Trainingshosen, Sweatshirts und Socken in der offenen Küche standen, sahen wir uns um. Als Erstes fiel mir die Höhe des Raumes auf. Ich hatte mein nasses Haar in ein Handtuch gewickelt und musste mit der rechten Hand meinen Turban festhalten, als ich den Kopf weit in den Nacken legte, um das sandfarbene Deckengewölbe zu bestaunen, das mich an eine Kathedrale erinnerte. Von diesem Hauptraum aus, der ausser der Küche einen hölzernen Esstisch und ein weiss bezogenes Sofa beherbergte, führten zwei Türen in ein Schlaf- und in ein Badezimmer. Eine Stahltreppe führte ins Obergeschoss, und über eine schmale Galerie gelangte man in ein weiteres Schlafzimmer. Das wars: eine Wohnküche, zwei kleine Schlafzimmer, ein geräumiges Bad mit Dusche, ein Innenhof, eine Dachterrasse, von der aus man – das würde ich allerdings erst am nächsten Morgen entdecken – über Flachdächer, Satellitenschüsseln und Stromkabel hinweg das Meer sehen konnte.

Endlich fielen mir auch die Details auf: die kleinen Fische aus blau-weiss kariertem Stoff, die an Bastschnüren an den